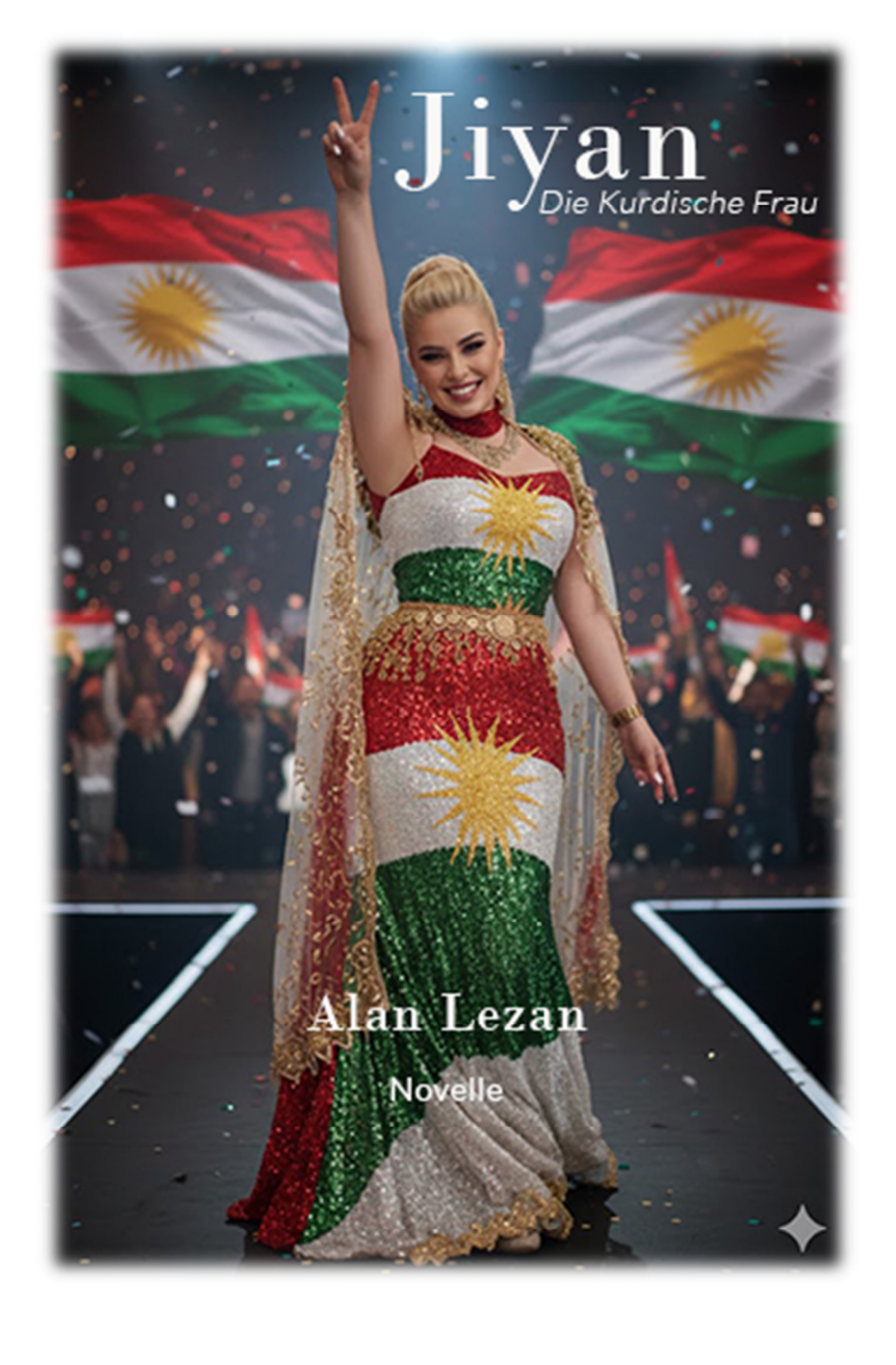




Jiyan

Die Kurdische Frau

Alan Lezan

Novelle



Prolog

Konfetti fiel langsam durch die warme Luft, als hätte jemand den Himmel geöffnet, um einen stillen Segen zu schicken. Die Scheinwerfer glitten über Jiyans Kleid, dessen Farben an die Sonne und die Erde der Kurden erinnerten. Sie stand auf der Bühne, die rechte Hand zum Friedenszeichen erhoben, und hinter ihr wehten die großen Flaggen, die seit Generationen Hoffnung und Schmerz zugleich trugen.

Die Menge jubelte, doch in Jiyans Innerem herrschte eine tiefe, klare Stille. Eine Stille, wie sie nur die Berge von Dersim kennen, wenn der Morgen noch nicht weiß, ob er Licht oder Nebel bringen soll.

Niemand im Saal sah die Lasten, die sie getragen hatte. Niemand sah die Nächte, in denen sie heimlich Lieder flüsterte, die man nicht singen durfte. Niemand sah das Mädchen, das sie einmal gewesen war — barfuß, neugierig, voller Fragen, die in ihrer Welt gefährlich waren.

2

Jetzt stand sie hier, im Licht, und wusste: Dieser Moment gehörte nicht ihr allein. Er gehörte all den Kurdinnen, die vor ihr gegangen waren. Denen, die schweigen mussten. Denen, die kämpften. Denen, die verloren. Und denen, die nie aufgehört hatten zu hoffen.

Jiyan lächelte. Nicht für die Kameras.
Für die Freiheit, die noch nicht da war — aber kommen musste.

1 – Die Frau aus Dersim

Der Morgen über Dersim roch nach feuchter Erde und kaltem Stein, als Jiyan die Tür ihres Elternhauses öffnete. Die ersten Sonnenstrahlen tasteten sich über die Hügel, als wollten sie prüfen, ob die Welt bereit für einen neuen Tag war. Jiyan war es nicht — aber sie ging trotzdem hinaus, wie sie es jeden Tag tat.

Jiyan war das jüngste von vier Kindern, die einzige Tochter in einer Familie, die schon früh Risse bekommen hatte. Ihre drei Brüder – heute dreißig, achtundzwanzig und sechsundzwanzig Jahre alt – lebten längst in eigenen Wohnungen, verheiratet, verstreut über die Stadt wie lose Fäden eines alten Teppichs.

Ihr Vater war Hauptschuldirektor ein stiller Mann gewesen, kaum vierundvierzig Jahre alt, als der Krebs ihn aus dem Leben riss. Ein Alter, in dem andere Männer noch Pläne schmiedeten, Häuser bauten, Kinder auf Schultern trugen. Er aber war schon müde gewesen, lange bevor sein Körper es zugab.

Er hatte sein erstes Kind mit zweiundzwanzig bekommen, und nun, dreißig Jahre später, trugen seine Söhne eigene Eheringe, lebten in eigenen Wohnungen, während Jiyan – die Jüngste, damals sechzehn – zusehen musste, wie sein Atem flacher wurde, wie seine Hände leichter wurden, wie seine Stimme sich in den Wänden verlor.

Seit jenem Tag lag ein feiner Schatten über der Familie, ein leiser, warmer Schmerz, der nicht wehtat, sondern erinnerte.

Sie war vierundzwanzig, doch in ihren Bewegungen lag die Ruhe einer Frau, die schon viel länger gelebt hatte. Ihre Hände kannten Arbeit, ihre Augen kannten Verlust, und ihr Herz kannte eine Sehnsucht, die sie nie laut aussprach. Vielleicht, dachte sie manchmal, war das typisch für eine Kurdin: stark sein, ohne es zu zeigen; hoffen, ohne es zu sagen; kämpfen, ohne es zu nennen.

Der Hof war noch leer. Nur die Hühner scharrtten im Staub, und irgendwo bellte ein Hund. Jiyan band ihr Haar zusammen, zog den Schal fester um die Schultern und begann, Wasser aus dem Brunnen zu holen. Die Kälte biss in ihre Finger, aber sie beschwerte sich nicht. Sie hatte gelernt, dass das Leben einer Kurdin selten weich war — und dass Würde oft im Schweigen lag.

4

Während sie die schweren Eimer trug, dachte sie an die Nacht zuvor. An das Kleid, das sie heimlich aus dem Schrank genommen hatte. An die Farben, die sie mit den Fingerspitzen berührt hatte. An das Gefühl, das sie überkam, als sie sich im Spiegel sah: nicht als Tochter, nicht als Arbeiterin, nicht als jemand, der sich anpassen musste — sondern als sie selbst.

Als Kurdin.

Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, und Jiyan blieb stehen. Für einen Moment hörte sie nichts außer ihrem eigenen Atem. In dieser Stille spürte sie etwas, das sie seit Jahren begleitete: eine leise, unerschütterliche Gewissheit, dass ihr

Leben mehr bedeutete, als es schien. Dass ihre Stimme, so leise sie war, eines Tages gehört werden würde.

Sie wusste nicht wann.

Sie wusste nicht wie.

Aber sie wusste, dass der Tag kommen würde.

Und vielleicht, dachte sie, während sie weiterging, hatte dieser Tag bereits begonnen — ohne dass sie es bemerkt hatte.

2 – Die Lasten, die niemand sieht

Der Tag war noch jung, doch Jiyan spürte bereits die Müdigkeit in ihren Knochen. Nicht die Müdigkeit eines schlechten Schlafs, sondern jene, die sich über Jahre ansammelt, leise, geduldig, wie Staub in den Ecken eines alten Hauses. Sie war daran gewöhnt. Eine Kurdin lernte früh, dass Erschöpfung kein Grund war stehenzubleiben.

5

Im Haus roch es nach Tee und frisch gebackenem Brot. Ihre Mutter stand am Herd, die Schultern leicht nach vorn gebeugt, als trüge sie eine unsichtbare Last. Vielleicht tat sie das auch. Jiyan wusste, dass ihre Mutter mehr erlebt hatte, als sie je erzählen würde. Die Frauen in ihrer Familie sprachen selten über Schmerz — sie trugen ihn wie ein zweites Herz in der Brust.

„Du bist früh wach“, sagte die Mutter, ohne sich umzudrehen.

„Ich konnte nicht schlafen“, antwortete Jiyan und stellte die Wassereimer ab.

Ihre Mutter nickte nur. Zwischen ihnen lag ein stilles Einverständnis: Man fragte nicht nach Gründen. Man wusste, dass jeder Grund schwer war.

Jiyan setzte sich an den niedrigen Tisch und beobachtete, wie der Dampf aus dem Teekessel aufstieg. Er erinnerte sie an die Nebel, die morgens über den Bergen von Dersim hingen — dicht, geheimnisvoll, fast lebendig. Als Kind hatte sie geglaubt, die Berge würden atmen. Heute wusste sie, dass es die Menschen waren, die ihnen Leben einhauchten. Menschen wie ihre Mutter, ihre Großmutter, ihre Tanten. Frauen, die trotz allem weitergingen.

„Du denkst zu viel“, sagte die Mutter plötzlich.

Jiyan lächelte schwach. „Vielleicht.“

„Das ist nicht gut für eine junge Frau.“

„Und was ist gut für eine junge Kurdin?“, fragte Jiyan leise.

6

Die Mutter schwieg. Es war keine Frage, die man leicht beantworten konnte.

Später, als die Sonne höher stand, machte sich Jiyan auf den Weg ins Dorf. Der Pfad war steinig, und der Wind trug den Geruch von feuchtem Moos und kaltem Wasser mit sich. Sie kannte jeden Stein, jeden Baum, jede Kurve. Dersim war nicht nur ihre Heimat — es war ein Teil ihres Körpers, ihrer Geschichte, ihrer Seele.

Auf dem Weg begegnete sie einer alten Frau, die ein Bündel Holz auf dem Rücken trug. Die Last war fast so groß wie sie selbst, doch die Frau ging aufrecht, mit einem Ausdruck, der weder Klage noch Schwäche kannte.

„Guten Morgen, Jiyan“, sagte sie.

„Guten Morgen, Tante Deria. Soll ich Ihnen helfen?“

„Nein, mein Kind. Ich trage das schon seit sechzig Jahren. Es wird mich nicht mehr erschlagen.“

Jiyan musste lächeln. Diese Frauen waren aus einem Stoff gemacht, den die Welt nicht mehr verstand. Ein Stoff, der aus Schmerz und Stolz gewebt war.

„Du gehst ins Dorf?“, fragte Deria.

„Ja.“

„Dann grüß die Leute von mir. Und sag ihnen, sie sollen nicht vergessen, wer sie sind.“

Jiyan nickte. „Das werde ich.“

Als sie weiterging, dachte sie über die Worte der alten Frau nach. *Nicht vergessen, wer man ist.*

Das war leicht gesagt. Aber was bedeutete es wirklich?

War es die Sprache? Die Lieder? Die Geschichten?

Oder war es etwas Tieferes — etwas, das man nicht benennen konnte?

7

Im Dorf herrschte geschäftiges Treiben. Frauen trugen Körbe voller Gemüse, Männer reparierten Dächer, Kinder rannten lachend durch die Gassen. Doch unter der Oberfläche lag etwas Unsichtbares, etwas, das Jiyan schon immer gespürt hatte: eine ständige Wachsamkeit, ein leises Misstrauen gegenüber der Welt außerhalb der Berge.

Sie betrat den kleinen Laden ihres Onkels. Der Duft von Gewürzen, Tabak und getrockneten Kräutern empfing sie wie eine alte Erinnerung.

„Ah, Jiyan!“, rief der Onkel. „Komm, komm! Ich habe frischen Tee.“

Sie setzte sich, und er goss ihr ein Glas ein. Sein Blick war warm, aber in seinen Augen lag eine Müdigkeit, die sie gut kannte.

„Du siehst nachdenklich aus“, sagte er.

„Ich denke nur über vieles nach.“

„Über die Zukunft?“

„Über alles.“

Der Onkel nickte langsam. „Das ist das Schicksal unserer jungen Leute. Ihr denkt zu viel, weil wir zu wenig sagen durften.“

Jiyan sah ihn an. „Glaubst du, dass sich etwas ändern wird?“
Er lächelte traurig. „Es ändert sich immer etwas. Die Frage ist nur, ob es besser wird.“

8

Sie schwieg. Worte fühlten sich manchmal zu klein an für die Fragen, die sie in sich trug.

Als sie am Nachmittag den Heimweg antrat, war der Himmel grau geworden. Ein leichter Regen setzte ein, und die Tropfen fühlten sich kalt auf ihrer Haut an. Doch Jiyan ging weiter, Schritt für Schritt, als würde sie einen Weg gehen, der größer war als sie selbst.

Sie dachte an ihre Mutter. An Tante Deria. An die Frauen im Dorf. An all die Kurdinnen, die Lasten trugen, die niemand sah.

Und sie dachte an das Kleid in ihrem Schrank.
An die Bühne.
An das Licht.
An den Moment, der kommen würde.

Vielleicht war es das, was sie von den anderen unterschied:
Sie wollte nicht nur tragen.
Sie wollte zeigen.

3 – Die Stimmen der Vergangenheit

Der Regen hatte in der Nacht aufgehört, doch die Erde war noch feucht, als Jiyan am nächsten Morgen den kleinen Pfad hinunterging, der zum Fluss führte. Der Himmel war klar, und die Berge von Dersim standen da wie uralte Wächter, die alles sahen und nichts vergaßen. Jiyan liebte diese Berge. Sie waren hart, aber ehrlich. Sie gaben nichts leicht her, aber sie nahmen auch nichts ohne Grund.

9

Am Flussufer setzte sie sich auf einen flachen Stein. Das Wasser rauschte über die Steine, als würde es Geschichten erzählen, die nur jene verstanden, die lange genug zuhörten. Jiyan schloss die Augen. Der Klang erinnerte sie an die Stimme ihrer Großmutter — rau, warm, voller Geheimnisse.

Ihre Großmutter war eine jener Frauen gewesen, die man nicht vergaß. Klein, aber unerschütterlich. Ihre Hände waren vom Leben gezeichnet, ihre Augen vom Wissen. Sie hatte Jiyan vieles beigebracht: wie man Brot knetet, wie man Kräuter sammelt, wie man schweigt, wenn Schweigen sicherer ist. Aber vor allem hatte sie ihr Geschichten erzählt. Geschichten, die man nicht laut erzählen durfte.

„Wir sind ein Volk aus Bergen“, hatte die Großmutter gesagt.
„Und Berge kniet man nicht nieder.“

Damals hatte Jiyen nicht verstanden, was das bedeutete.
Heute verstand sie es zu gut.

Sie öffnete die Augen und sah ihr Spiegelbild im Wasser. Die Strömung verzerrte es leicht, als wolle sie ihr sagen, dass Identität nie etwas Starres war. Sie dachte an die Frauen ihrer Familie — an ihre Mutter, ihre Großmutter, ihre Tanten. Jede von ihnen hatte ein Leben geführt, das schwerer war, als es nach außen schien.

Ihre Mutter hatte mit sechzehn geheiratet, weil es so erwartet wurde. Ihre Großmutter hatte drei Kinder verloren, ohne je darüber zu sprechen. Ihre Tante war in die Stadt gezogen, um zu arbeiten, und nie wieder zurückgekehrt. Jede von ihnen hatte gekämpft — nicht mit Waffen, sondern mit Ausdauer, mit Würde, mit einem Mut, der im Alltag verborgen lag. 10

Jiyen fragte sich oft, ob sie stark genug war, in diese Reihe zu treten. Ob sie das Erbe tragen konnte, das ihr in die Hände gelegt worden war. Ob sie die Stimme hatte, die andere nicht hatten.

Sie nahm einen kleinen Stein vom Boden, drehte ihn zwischen den Fingern und warf ihn ins Wasser. Die Wellen breiteten sich aus, rund und gleichmäßig, bis sie im Rauschen des Flusses verschwanden.

So ist es mit unseren Geschichten, dachte sie. Sie breiten sich aus, aber die Welt hört sie nicht.

Auf dem Rückweg begegnete sie einem alten Mann, der am Wegesrand saß und seine Pfeife stopfte. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und seine Augen hatten die Farbe von dunklem Holz.

„Guten Morgen, Jiyan“, sagte er, ohne aufzusehen.

„Guten Morgen, Onkel Cemal.“

„Du warst am Fluss.“

„Ja.“

Er nickte langsam. „Der Fluss erinnert sich an alles. Er vergisst nichts.“

„Manchmal wünschte ich, ich könnte vergessen“, sagte Jiyan leise.

Cemal sah sie an, und in seinem Blick lag etwas, das sie nicht 11
deuten konnte. „Vergessen ist ein Luxus, den wir nicht
haben. Wir sind Kurden. Wir tragen unsere Vergangenheit
wie einen Schatten.“

„Und was ist mit der Zukunft?“, fragte sie.

„Die Zukunft“, sagte er und zündete seine Pfeife an, „gehört
denen, die den Mut haben, sie zu fordern.“

Jiyan schwieg. Sie wusste nicht, ob sie diesen Mut hatte.
Aber sie wusste, dass sie ihn brauchen würde.

Als sie das Haus erreichte, wartete ihre Mutter bereits auf sie.
Sie hielt ein altes Tuch in den Händen, sorgfältig gefaltet, als
wäre es etwas Kostbares.

„Das gehörte deiner Großmutter“, sagte sie und reichte es Jiyan.

Jiyan öffnete das Tuch vorsichtig. Darin lag ein kleines, handgefertigtes Amulett — ein Kreis aus Metall, in dessen Mitte ein Sonnenrad eingraviert war. Das Symbol der Hoffnung. Das Symbol der Freiheit.

„Sie wollte, dass du es eines Tages bekommst“, sagte die Mutter.

„Warum heute?“

Die Mutter sah sie lange an. „Weil ich glaube, dass deine Zeit gekommen ist.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Sie wusste nicht, was ihre Mutter meinte. Aber sie wusste, dass sich etwas veränderte. Etwas in ihr. Etwas um sie herum.

12

Sie schloss das Amulett in ihrer Hand. Es fühlte sich warm an, als hätte es ein eigenes Herz.

Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie das Gefühl, dass die Stimmen der Vergangenheit nicht nur Last waren — sondern Wegweiser.

4 – Der Ruf des Festes

Der Nachmittag war warm, als Jiyan den kleinen Marktplatz erreichte. Die Sonne stand tief, und ihr Licht fiel golden auf die Dächer der Häuser, die sich eng aneinanderdrängten wie Menschen, die Schutz suchten. Ein leichter Wind trug den Duft von gegrilltem Brot und frischen Kräutern durch die

Luft. Es war der Duft von Heimat — ein Duft, der gleichzeitig tröstete und schmerzte.

Die Menschen im Dorf waren unruhiger als sonst. Man spürte es in ihren Bewegungen, in ihren Blicken, in der Art, wie sie miteinander flüsterten. Etwas lag in der Luft, etwas, das größer war als der Alltag. Jiyan bemerkte es sofort. Sie kannte diese Stimmung. Sie war wie das Zittern der Erde kurz vor einem Gewitter.

„Hast du es gehört?“, fragte eine Frau neben ihr, während sie Tomaten in einen Korb legte.

„Was denn?“, fragte Jiyan.

„Es soll ein Fest geben. Heute Abend. Heimlich.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Ein Fest. Ein kurdisches Fest. Musik, Tanz, Farben, Stimmen — all das, 13 was man ihnen so oft genommen hatte. All das, was sie trotzdem nie aufgegeben hatten.

„Wo?“, fragte sie.

Die Frau sah sich um, als fürchte sie, jemand könnte zuhören. „Oben auf der alten Wiese. Dort, wo die Eichen stehen.“

Jiyan nickte. Sie wusste genau, welchen Ort die Frau meinte. Eine weite Fläche, verborgen zwischen Hügeln, geschützt von alten Bäumen, die schon viele heimliche Feste gesehen hatten.

„Aber sei vorsichtig“, sagte die Frau leise. „Man weiß nie, wer zuhört.“

Jiyan bedankte sich und ging weiter. Ihre Schritte wurden schneller, ohne dass sie es bemerkte. Ein Fest bedeutete mehr als nur Musik. Es bedeutete Erinnerung. Widerstand. Zusammenhalt. Es bedeutete, dass die Menschen sich nicht brechen ließen.

In Dersim feierte man selten offen. Zu viele Jahre hatten die Menschen gelernt, dass selbst ein Lied, ein Tanz oder ein Feuer als Verdacht gelten konnte. Feste bedeuteten Zusammenkunft, und Zusammenkunft bedeutete Aufmerksamkeit – die falsche Art von Aufmerksamkeit. Also feierten sie im Verborgenen, hinter geschlossenen Türen, im Schutz der Nacht. Nicht weil sie etwas Verbotenes taten, sondern weil die Welt um sie herum vergessen hatte, dass Freude kein Verbrechen ist.

14

Al sie nach Hause kam, saß ihre Mutter auf der Schwelle und schälte Äpfel. Die Schale fiel in langen, roten Spiralen zu Boden.

„Du bist spät“, sagte sie.

„Ich habe gehört, dass es heute Abend ein Fest geben soll.“

Die Mutter hielt inne. Ihre Hände zitterten leicht, kaum sichtbar, aber Jiyan bemerkte es.

„Ein Fest ist schön“, sagte die Mutter schließlich. „Aber ein Fest ist auch gefährlich.“

„Ich weiß.“

„Willst du hingehen?“

Jiyan sah sie an. „Ja.“

Die Mutter legte den Apfel zur Seite und wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Dann zieh etwas Warmes an. Und...“ Sie zögerte. „Pass auf dich auf.“

Jiyan nickte. Sie wusste, dass diese Worte mehr bedeuteten, als sie klangen. In ihrer Welt war „Pass auf dich auf“ ein Gebet, ein Schutz, ein stiller Wunsch, der aus Angst geboren wurde.

Als die Sonne unterging, machte sich Jiyan auf den Weg. Der Himmel war ein tiefes Orange, das langsam in ein dunkles Blau übergang. Die ersten Sterne erschienen, zaghaft, als wüssten sie nicht, ob sie willkommen waren.

Der Pfad zur Wiese war schmal und von hohen Gräsern gesäumt. Jiyan hörte das Zirpen der Grillen, das Rascheln der Blätter, das ferne Bellen eines Hundes. Und dann — ganz leise — hörte sie Musik.

15

Eine Saz.

Ein Klang, der wie ein Herzschlag war.

Ein Klang, der sagte: *Wir sind noch da.*

Als sie die Wiese erreichte, blieb sie stehen. Vor ihr tanzten Menschen im Kreis, Hand in Hand, Schulter an Schulter. Frauen in bunten Kleidern, Männer mit ernsten Gesichtern, Kinder, die lachten, als gäbe es keine Angst auf der Welt. Fackeln brannten, und ihr Licht spiegelte sich in den Augen der Menschen.

Jiyan fühlte, wie sich etwas in ihr öffnete. Etwas, das lange verschlossen gewesen war.

Sie trat näher. Eine ältere Frau sah sie und lächelte. „Komm“, sagte sie. „Tanz mit uns.“

Jiyan zögerte. Doch dann hörte sie die Musik, spürte den Rhythmus, sah die Freude — und sie trat in den Kreis.

Die Hände der anderen waren warm. Der Boden unter ihren Füßen vibrierte. Die Musik wurde lauter, schneller, lebendiger. Jiyan drehte sich, Schritt für Schritt, im Einklang mit den anderen. Ihre Haare lösten sich, ihr Herz schlug im Takt der Trommel.

Für einen Moment vergaß sie alles: die Lasten, die Angst, die Stille der Berge.

Für einen Moment war sie nur eine junge Kurdin, die tanzte, weil ihr Volk nie aufgehört hatte zu tanzen.

Doch dann — ein Geräusch.
Ein Knacken.
Ein Schatten am Rand der Wiese.

Die Musik verstummte.
Die Menschen hielten den Atem an.

Jiyan spürte, wie die Luft schwer wurde.
Wie die Angst zurückkehrte.
Wie die Nacht plötzlich dunkler schien.

Und sie wusste:
Dieser Abend würde nicht so enden, wie er begonnen hatte.

5 – Schatten am Rand der Wiese

Das Knacken kam aus der Dunkelheit, scharf und unerwartet, wie ein Riss in der Stille. Für einen Moment stand die Zeit still. Die Fackeln flackerten, als hätten sie Angst, und die Musik verstummte so abrupt, dass Jiyan das Blut in ihren Ohren rauschen hörte.

Die Menschen auf der Wiese erstarrten. Niemand sprach. Niemand bewegte sich.

Es war diese Art von Stille, die nur jene kannten, die gelernt hatten, jederzeit mit Gefahr zu rechnen.

Jiyan spürte, wie sich die Hände der anderen lösten. Der Tanzkreis brach auseinander, langsam, vorsichtig, wie ein Tier, das sich in den Schatten zurückzieht. Die Kinder wurden von ihren Müttern an sich gezogen, Männer traten einen Schritt nach vorn, Frauen hielten den Atem an. 17

Ein zweites Geräusch.
Diesmal näher.

Jiyan fühlte, wie ihr Herz schneller schlug. Sie sah sich um, suchte nach einem Gesicht, nach einem Hinweis, nach irgendetwas, das erklärte, was geschah. Doch die Dunkelheit war dicht, und die Schatten bewegten sich, als hätten sie ein eigenes Leben.

„Bleibt ruhig“, flüsterte jemand.

„Vielleicht ist es nur ein Tier“, sagte eine Frau, doch ihre Stimme zitterte. Niemand glaubte ihr.

Dann trat eine Gestalt aus dem Schatten. Ein Mann. Groß, mit breiten Schultern, das Gesicht halb im Dunkeln. Er hob die Hände, langsam, beschwichtigend.

„Keine Angst“, sagte er. „Ich bin allein.“

Die Menschen sahen ihn misstrauisch an. In dieser Region war „Ich bin allein“ kein Satz, dem man leicht glaubte.

„Wer bist du?“, fragte ein älterer Mann mit rauer Stimme.

Der Fremde trat näher ins Licht. Sein Gesicht war schmal, seine Augen müde, aber wachsam. Er trug einfache Kleidung, staubig vom Weg.

18

„Mein Name ist Aram“, sagte er. „Ich komme aus einem Dorf weiter südlich. Ich habe gehört, dass hier ein Fest sein soll.“

Ein Murmeln ging durch die Menge.

Ein Fremder.

Ein Kurde, ja — aber nicht aus Dersim.

Nicht aus ihrer Gemeinschaft.

„Warum kommst du allein?“, fragte jemand.

Aram sah sich um, als suche er nach Worten. „Weil ich niemanden mehr habe, mit dem ich kommen könnte.“

Die Stille wurde schwerer.

Jiyan spürte, wie sich etwas in ihrer Brust zusammenzog.

Dieser Mann trug einen Schmerz in sich, den sie kannte — nicht persönlich, aber als Teil ihres Volkes.

„Was ist passiert?“, fragte sie, ohne nachzudenken.

Aram sah sie an. Seine Augen waren dunkel, voller Geschichten, die er nicht erzählen wollte — oder nicht erzählen konnte.

„Später“, sagte er. „Nicht hier. Nicht jetzt.“

Die Menschen beobachteten ihn noch eine Weile, doch schließlich lockerte sich die Spannung. Die Musik setzte nicht sofort wieder ein, aber die Fackeln brannten ruhiger, und die Kinder wagten sich wieder ein paar Schritte nach vorn. 19

Jiyan blieb stehen, den Blick auf Aram gerichtet. Etwas an ihm ließ sie nicht los. Vielleicht war es die Müdigkeit in seinen Augen. Vielleicht die Art, wie er die Wiese betrachtete — als wäre sie ein Ort, den er seit Jahren gesucht hatte.

„Du bist Jiyan, oder?“, fragte er plötzlich.

Sie blinzelte überrascht. „Woher weißt du das?“

„Ich habe deinen Namen gehört. Die Leute hier sprechen von dir.“

„Von mir? Warum?“

Aram zuckte mit den Schultern. „Weil du anders bist.“

Jiyan wusste nicht, was sie darauf sagen sollte. Sie fühlte sich nicht anders. Sie fühlte sich wie jede andere Kurdin: müde, hoffend, kämpfend, schweigend.

„Ich bin nicht anders“, sagte sie leise.

„Doch“, antwortete Aram. „Du hast etwas in den Augen, das ich lange nicht mehr gesehen habe.“

„Was denn?“

„Mut.“

Jiyan wandte den Blick ab. Mut. Ein großes Wort. Ein gefährliches Wort. Ein Wort, das in ihrer Welt oft zu früh endete.

Die Musik begann wieder, leise, vorsichtig, wie ein Herz, das nach einem Schock wieder zu schlagen versucht. Die Menschen tanzten nicht sofort, aber sie atmeten auf. Das Fest war nicht vorbei — nur unterbrochen.

20

Aram setzte sich an den Rand der Wiese, und Jiyan folgte ihm, ohne zu wissen warum. Vielleicht, weil sie spürte, dass seine Geschichte mit ihrer verwoben war. Vielleicht, weil sie ahnte, dass dieser Abend ein Wendepunkt war.

„Du hast gesagt, du hast niemanden mehr“, begann sie vorsichtig.

Aram nickte. „Das stimmt.“

„Willst du mir sagen, was passiert ist?“

Er sah sie lange an. Dann sagte er:

„Nur, wenn du bereit bist zuzuhören.“

Jiyan nickte. „Ich bin bereit.“

Aram atmete tief ein.

Und dann begann er zu erzählen.

6 – Arams Geschichte

Aram schwieg einen Moment, bevor er zu sprechen begann. Es war kein gewöhnliches Schweigen. Es war das Schweigen eines Menschen, der Worte sorgfältig abwägen musste, weil jedes Wort eine Wunde berührte. Die Fackeln warfen flackernde Schatten auf sein Gesicht, und Jiyan sah, dass er jünger war, als sie zuerst gedacht hatte. Vielleicht kaum älter als sie selbst. Doch seine Augen wirkten alt — viel älter als seine Jahre.

„Ich komme aus einem kleinen Dorf“, begann er leise. „Nicht größer als dieses hier. Wir hatten wenig, aber wir hatten einander. Und wir hatten unsere Sprache, unsere Lieder, unsere Feste. So wie ihr.“

21

Jiyan hörte aufmerksam zu. Sie wusste, dass Geschichten wie diese selten leicht waren.

„Vor einigen Monaten“, fuhr Aram fort, „kam eine Gruppe Männer ins Dorf. Fremde. Bewaffnet. Sie sagten, sie suchten jemanden. Einen jungen Kurden, der angeblich etwas getan hatte. Niemand wusste, wen sie meinten. Vielleicht gab es diesen Jungen gar nicht.“

Er hielt inne. Sein Atem ging schwerer.

„Sie durchsuchten jedes Haus. Sie stellten Fragen, die niemand beantworten konnte. Und als sie keine Antworten fanden...“

Er schluckte.

„...ließen sie ihre Wut an uns aus.“

Jiyan spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Sie kannte solche Geschichten. Jede Kurdin kannte sie. Doch sie hörte nie auf, weh zu tun.

„Mein Vater stellte sich ihnen in den Weg“, sagte Aram. „Er war kein Kämpfer. Er war ein einfacher Mann. Aber er hatte Würde. Und Würde ist gefährlich.“

Die Fackeln knisterten. Irgendwo in der Ferne heulte ein Hund.

„Sie schlugen ihn“, sagte Aram. „Vor unseren Augen. Meine Mutter schrie. Meine Schwester weinte. Ich... ich konnte nichts tun.“

Er sah auf seine Hände, als würde er dort die Schuld suchen, die er seit Monaten mit sich trug.

22

„Als sie gingen, war mein Vater schwer verletzt. Er starb zwei Tage später.“

Jiyan legte eine Hand auf ihren Schal, als müsste sie sich festhalten. Sie kannte diesen Schmerz. Nicht persönlich, aber als Teil ihres Volkes. Als Teil ihrer Geschichte.

„Und deine Mutter? Deine Schwester?“, fragte sie vorsichtig.

Aram schloss die Augen. „Sie sind fort. Ich weiß nicht, wohin. Vielleicht zu Verwandten. Vielleicht...“
Er brach ab.

„Ich weiß es nicht.“

Jiyan spürte, wie sich etwas in ihr öffnete. Kein Mitleid — das hätte Aram nicht verdient. Es war etwas anderes. Etwas

Tieferes. Eine Verbindung, die aus Schmerz geboren wurde, aber nicht aus Schwäche.

„Es tut mir leid“, sagte sie leise.

Aram nickte. „Ich weiß.“

Eine Weile schwiegen sie beide. Die Musik auf der Wiese war wieder lauter geworden, aber sie klang anders als zuvor. Schwerer. Ernsthafter. Als hätte sie verstanden, dass Freude und Schmerz im Leben der Kurden immer nebeneinander standen.

„Warum bist du hierher gekommen?“, fragte Jiyan schließlich.

23

Aram sah sie an. „Weil ich gehört habe, dass die Menschen in Dersim stark sind. Dass sie zusammenhalten. Dass sie ihre Feste feiern, selbst wenn es verboten ist.“

„Das stimmt“, sagte Jiyan.

„Ich wollte sehen, ob es wahr ist.“

„Und?“, fragte sie.

Aram lächelte schwach. „Es ist wahr.“

Jiyan spürte, wie sich etwas in der Luft veränderte. Nicht zwischen ihnen — oder vielleicht doch. Es war schwer zu sagen. Aber sie wusste, dass Aram nicht zufällig hier war. Dass seine Geschichte nicht zufällig auf ihre traf. Dass dieser Abend mehr bedeutete, als sie zuerst gedacht hatte.

„Was wirst du jetzt tun?“, fragte sie.

Aram sah in die Dunkelheit, als könnte er dort eine Antwort finden. „Ich weiß es nicht. Ich habe keinen Plan. Keine Richtung. Nur...“

Er sah sie wieder an.

„...nur das Gefühl, dass ich hier richtig bin.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz einen Schlag aussetzte.

Nicht aus Liebe — dafür war es zu früh.

Sondern aus etwas anderem.

Aus der Ahnung, dass ihre Wege sich nicht zufällig kreuzten.

„Vielleicht“, sagte sie leise, „ist das genug für den Anfang.“

Aram nickte. „Vielleicht.“

24

Die Musik wurde schneller. Die Menschen tanzten wieder.
Die Fackeln brannten hell.

Doch am Rand der Wiese, im Schatten der alten Eichen,
saßen zwei junge Kurden nebeneinander — verbunden durch
Geschichten, die schwerer waren als Worte.

Und Jiyan wusste:

Dies war erst der Anfang.

7 – Ein Funke im Dunkeln

Die Nacht war inzwischen tief geworden, und die Fackeln auf der Wiese brannten nur noch als kleine, zitternde Lichtpunkte. Die Musik war leiser geworden, fast wie ein Flüstern, das sich nicht traute, die Dunkelheit zu stören. Die

meisten Menschen hatten sich bereits verabschiedet, manche mit schnellen Schritten, andere mit langen Umarmungen, als wüssten sie nicht, wann sie sich wiedersehen würden.

Jiyan und Aram blieben sitzen. Nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil keiner von beiden wusste, wohin er gehen sollte. Die Wiese war still geworden, und die Schatten der alten Eichen lagen wie schützende Arme um sie.

„Es ist seltsam“, sagte Aram nach einer Weile. „Ich habe lange nicht mehr so viele Menschen zusammen gesehen. Nicht so. Nicht lachend. Nicht tanzend.“

„Wir feiern nicht oft“, antwortete Jiyan. „Aber wenn wir es tun, dann so, als wäre es das letzte Mal.“

Aram nickte. „Vielleicht ist das der Grund, warum es so schön ist.“

25

Jiyan sah ihn an. Sein Gesicht war im Halbdunkel kaum zu erkennen, aber sie spürte seine Präsenz, warm und schwer wie ein Stein, der lange in der Sonne gelegen hatte. Er war ein Fremder, ja — aber er fühlte sich nicht fremd an. Nicht mehr.

„Du hast viel verloren“, sagte sie leise.

„Ja.“

„Aber du bist noch hier.“

Aram lächelte schwach. „Manchmal frage ich mich, warum.“

„Weil du ein Kurde bist“, sagte Jiyan. „Wir geben nicht auf. Auch wenn wir es manchmal wollen.“

Er sah sie überrascht an. „Du sprichst, als wärst du viel älter.“

„Vielleicht bin ich das“, sagte sie. „Vielleicht werden wir alle älter geboren.“

Aram lachte leise. Es war ein kurzer, brüchiger Laut, aber er war echt. Jiyan spürte, wie sich etwas in ihr löste — ein Knoten, den sie nicht bemerkt hatte.

Ein Windstoß fuhr über die Wiese und ließ die Fackeln flackern. Jiyan zog ihren Schal enger um die Schultern. Aram bemerkte es.

„Ist dir kalt?“

„Ein wenig.“

Er zögerte kurz, dann legte er seinen Mantel um ihre Schultern. Es war eine einfache Geste, aber sie traf Jiyan tiefer, als sie erwartet hatte. Nicht, weil sie frierte — sondern weil sie es nicht gewohnt war, dass jemand auf sie achtete.

26

„Danke“, sagte sie.

„Gern.“

Sie schwiegen wieder. Doch diesmal war es kein schweres Schweigen. Es war ein Schweigen, das Raum ließ. Raum für Gedanken, für Erinnerungen, für das, was unausgesprochen zwischen ihnen lag.

„Weißt du“, begann Aram, „als ich herkam, hatte ich Angst.“

„Wovor?“

„Davor, dass ich hier auch nicht willkommen bin. Dass ich wieder ein Fremder bin. Ein Mann ohne Zuhause.“

Jiyan sah ihn lange an. „Du bist kein Fremder.“

„Noch nicht“, sagte er.

„Nein“, antwortete sie. „Nicht mehr.“

Aram senkte den Blick. Seine Hände lagen locker im Gras, aber Jiyan sah, dass sie leicht zitterten. Nicht vor Kälte. Vor etwas anderem.

„Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll“, sagte er. „Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll.“

„Dann bleib“, sagte Jiyan, bevor sie darüber nachdenken konnte.

Aram hob den Kopf. „Bleiben?“

„Ja. In Dersim. Bei uns.“

„Und bei dir?“, fragte er vorsichtig.

Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Sie wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie kannte Aram kaum. Und doch... fühlte es sich an, als hätte sie ihn schon lange gekannt. Vielleicht, weil Schmerz Menschen schneller verband als Worte. Vielleicht, weil sie beide etwas suchten, das sie nicht benennen konnten.

27

„Vielleicht“, sagte sie schließlich. „Vielleicht auch bei mir.“

Aram sah sie an, und in seinen Augen lag etwas, das sie nicht deuten konnte. Hoffnung? Angst? Dankbarkeit? Vielleicht alles zugleich.

Die letzte Fackel erlosch. Die Wiese lag nun im Dunkeln, nur der Mond warf ein blasses Licht auf die beiden Gestalten, die nebeneinander saßen.

„Es wird spät“, sagte Jiyan.

„Ja.“

„Ich muss nach Hause.“

„Ich weiß.“

Sie standen auf. Für einen Moment standen sie sich gegenüber, unsicher, was sie tun sollten. Dann streckte Aram die Hand aus.

„Danke“, sagte er. „Fürs Zuhören. Für... alles.“
Jiyan nahm seine Hand. Sie war warm, fest, lebendig.
„Wir sehen uns wieder“, sagte sie.
„Ich hoffe es.“

Sie ließ seine Hand los und ging den Pfad hinunter, zurück ins Dorf. Aram blieb stehen und sah ihr nach, bis sie im Schatten der Bäume verschwand.

Und in dieser Nacht, auf dieser stillen Wiese, wusste Aram zum ersten Mal seit Monaten, dass er nicht mehr allein war.

28

8 – Ein neuer Morgen

Der Morgen nach dem Fest war ungewöhnlich still. Nicht die vertraute Stille der Berge, die wie ein schützender Mantel über Dersim lag, sondern eine andere — eine Stille, die etwas ankündigte. Etwas, das noch keinen Namen hatte.

Jiyan wachte früh auf. Das Licht fiel durch das kleine Fenster ihres Zimmers und zeichnete helle Streifen auf den Boden. Sie blieb einen Moment liegen, lauschte dem Atem des Hauses, dem Knacken des Holzes, dem entfernten Rufen eines Hahns. Alles war wie immer — und doch war nichts wie zuvor.

Sie dachte an Aram. An seine Stimme, seine Geschichte, seine Augen, die mehr gesehen hatten, als ein junger Mann

sehen sollte. Sie dachte an den Moment, als er ihr seinen Mantel umgelegt hatte. An die Wärme, die nicht nur vom Stoff gekommen war.

Jiyan setzte sich auf und strich sich das Haar aus dem Gesicht. Sie wusste, dass sie vorsichtig sein musste. Gefühle waren in ihrer Welt ein Luxus. Und Nähe war gefährlich — nicht nur wegen der Menschen, sondern wegen der Zeit, in der sie lebten.

Doch sie wusste auch, dass sie Aram wiedersehen wollte.

In der Küche fand sie ihre Mutter am Tisch sitzen. Der Tee dampfte, und der Duft von frischem Brot erfüllte den Raum. Die Mutter sah auf, als Jiyan eintrat, und in ihrem Blick lag etwas, das Jiyan nicht deuten konnte.

29

„Du bist spät dran“, sagte die Mutter.

„Ich habe schlecht geschlafen.“

„Wegen des Festes?“

Jiyan zögerte. „Vielleicht.“

Die Mutter nahm einen Schluck Tee. „Ich habe gehört, dass ein Fremder dort war.“

Jiyan erstarrte. „Wer hat das gesagt?“

„Die Leute reden. Du weißt, wie es ist.“

Jiyan nickte. In einem Dorf wie diesem blieb nichts lange verborgen.

„Er heißt Aram“, sagte sie schließlich. „Er kommt aus einem Dorf weiter südlich.“

Die Mutter sah sie lange an. „Und warum ist er hier?“

„Er hat niemanden mehr.“

Die Mutter legte die Tasse ab. „Das ist traurig. Aber es macht ihn auch zu einem Mann, der nichts zu verlieren hat.“

„Er ist kein schlechter Mensch“, sagte Jiyan, vielleicht zu schnell.

Die Mutter hob eine Augenbraue. „Das habe ich nicht gesagt.“

Jiyan schwieg. Sie wusste, dass ihre Mutter recht hatte — nicht über Aram, sondern über die Vorsicht. In ihrer Welt war Vertrauen ein kostbares Gut, das man nicht leichtfertig verschenkte.

„Pass auf dich auf“, sagte die Mutter schließlich. „Mehr sage ich nicht.“

30

Später am Vormittag ging Jiyan ins Dorf. Der Weg war vertraut, doch ihre Schritte fühlten sich anders an — leichter, aber auch unsicherer. Sie wusste nicht, ob sie Aram dort treffen würde. Sie wusste nicht einmal, ob er noch in der Nähe war.

Als sie den Marktplatz erreichte, sah sie ihn sofort.

Er stand am Brunnen, sprach mit einem älteren Mann, der ihm offenbar etwas erklärte. Aram hörte aufmerksam zu, nickte, stellte Fragen. Er wirkte ruhig, aber wachsam — wie jemand, der versucht, in einer fremden Welt Fuß zu fassen.

Als er Jiyan bemerkte, hellte sich sein Gesicht auf. Nicht viel, nur ein wenig — aber genug, dass sie es sah.

„Guten Morgen“, sagte er, als sie näher kam.

„Guten Morgen“, antwortete sie.

Der ältere Mann verabschiedete sich und ließ die beiden allein.

„Du bist geblieben“, sagte Jiyan.

„Ich habe es versprochen.“

„Du hast nichts versprochen.“

„Doch“, sagte er. „Mir selbst.“

Jiyan wusste nicht, was sie darauf sagen sollte. Also schwieg sie. Aram tat es ihr gleich. Doch es war kein unangenehmes Schweigen. Es war ein Schweigen, das Raum ließ.

„Ich suche Arbeit“, sagte Aram schließlich. „Irgendetwas. Ich will nicht nur herumstehen.“

„Vielleicht kann ich dir helfen“, sagte Jiyan. „Mein Onkel hat 31 einen Laden. Er braucht manchmal jemanden, der mit anpackt.“

Aram lächelte. „Das wäre gut.“

„Komm“, sagte sie. „Ich bringe dich hin.“

Auf dem Weg zum Laden spürte Jiyan, wie sich etwas in ihr veränderte. Es war kein großes Gefühl, kein dramatischer Moment. Es war eher ein leises, warmes Wissen: dass Aram nicht nur ein Fremder war. Dass er ein Teil ihrer Geschichte werden könnte — ob sie wollte oder nicht.

Als sie den Laden erreichten, sah ihr Onkel überrascht auf.

„Jiyan? Und wer ist das?“

„Das ist Aram“, sagte sie. „Er sucht Arbeit.“

Der Onkel musterte Aram von oben bis unten. Nicht misstrauisch, aber prüfend. So, wie man jemanden ansah, der in eine Gemeinschaft eintreten wollte, die sich nicht leicht öffnete.

„Kannst du arbeiten?“, fragte der Onkel.

„Ja“, sagte Aram.

„Gut. Dann fang an.“

So einfach war es.

So schwer war es.

So begann etwas, das niemand geplant hatte.

Als Jiyan den Laden verließ, drehte sie sich noch einmal um. Aram stand bereits hinter dem Tresen, hörte dem Onkel zu, der ihm erklärte, wie man die Waren sortierte. Er sah konzentriert aus. Ernst. Dankbar. **32**

Und Jiyan wusste:

Dies war der Anfang von etwas Neuem.

Etwas, das sie nicht aufhalten konnte.

Etwas, das sie vielleicht auch gar nicht aufhalten wollte.

9 – Wurzeln schlagen

Die Tage nach dem Fest vergingen schneller, als Jiyan erwartet hatte. Es war, als hätte der Abend auf der Wiese einen unsichtbaren Faden gespannt, der sich nun durch ihr Leben zog — leise, aber spürbar. Aram war geblieben, wie er

gesagt hatte. Und mit jedem Tag, der verging, wurde er ein Stück weniger Fremder und ein Stück mehr Teil von Dersim.

Am ersten Morgen hatte er im Laden ihres Onkels noch unsicher gewirkt, als wüsste er nicht, wohin er seine Hände legen sollte. Doch schon nach wenigen Tagen bewegte er sich dort, als hätte er nie etwas anderes getan. Er sortierte Waren, trug Säcke, half den älteren Dorfbewohnern, ohne dass man ihn darum bitten musste. Die Menschen beobachteten ihn zunächst vorsichtig, doch sie waren nicht ungerecht. Ein Mann, der arbeitete, der grüßte, der Respekt zeigte — der fand seinen Platz.

Und Aram zeigte all das.

33

Jiyan sah ihn oft aus der Ferne. Nicht absichtlich, aber ihre Wege kreuzten sich nun häufiger. Wenn sie Wasser holte, sah sie ihn mit dem Onkel vor dem Laden stehen. Wenn sie durch das Dorf ging, hörte sie seine Stimme, wie er mit den Männern sprach. Wenn sie am Abend heimkehrte, sah sie ihn manchmal auf dem Weg, wie er den Hügel hinaufging, den Blick auf die Berge gerichtet.

Er schien die Berge zu brauchen. Vielleicht, dachte Jiyan, weil sie ihm etwas gaben, das er verloren hatte: Halt.

Eines Nachmittags, als die Sonne tief stand und die Schatten lang wurden, ging Jiyan zum Laden, um Mehl zu holen. Aram stand hinter dem Tresen und sortierte Kräuterbündel.

Als er sie sah, hellte sich sein Gesicht auf — nicht viel, aber genug, dass sie es bemerkte.

„Jiyan“, sagte er. „Schön, dich zu sehen.“

„Ich brauche Mehl“, antwortete sie, bemüht, ruhig zu klingen.

„Natürlich.“ Er drehte sich um, holte einen Sack hervor und stellte ihn auf den Tresen. „Ist das genug?“

„Ja.“

Er sah sie an, und für einen Moment war da wieder dieses Schweigen zwischen ihnen — nicht unangenehm, sondern voller unausgesprochener Dinge.

„Wie geht es dir?“, fragte er schließlich.

„Gut“, sagte sie. „Und dir?“

„Auch gut. Ich...“ Er zögerte. „Ich gewöhne mich langsam ein.“

„Das freut mich.“

„Dein Onkel ist streng“, sagte Aram und lächelte. „Aber fair.“

„Er ist ein guter Mann.“

„Das ist er.“

Wieder Schweigen.

Wieder dieser Faden zwischen ihnen.

„Jiyan“, begann Aram vorsichtig, „ich wollte dich etwas fragen.“

„Ja?“

„Darf ich dich heute Abend ein Stück begleiten? Nur ein Stück des Weges. Ich... ich würde gern mit dir reden.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Nicht aus Angst — sondern aus etwas anderem. Etwas Warmem. Etwas, das sie nicht benennen wollte.

„Ein Stück“, sagte sie. „Nicht mehr.“
Aram nickte. „Ein Stück.“

Der Abend kam schneller, als Jiyan erwartet hatte. Die Luft war kühl, und der Himmel färbte sich in ein tiefes Blau, das langsam in Schwarz überging. Die Sterne erschienen, einer nach dem anderen, wie kleine Lichter, die den Weg markierten.

Aram wartete am Rand des Dorfes. Als er sie sah, trat er einen Schritt vor.

35

„Danke, dass du gekommen bist“, sagte er.
„Ich habe es gesagt“, antwortete sie. „Ein Stück.“

Sie gingen nebeneinander her, schweigend. Der Weg war schmal, und die Geräusche der Nacht begleiteten sie: das Zirpen der Grillen, das Rascheln der Blätter, das ferne Rufen eines Vogels.

„Ich wollte dir danken“, sagte Aram schließlich. „Dafür, dass du mir geholfen hast. Dafür, dass du... mich nicht weggeschickt hast.“

„Ich habe nichts Besonderes getan.“
„Doch“, sagte er. „Für mich schon.“

Jiyan sah ihn nicht an. Sie sah auf den Weg, auf die Steine, auf die Schatten. Aber sie hörte jedes Wort.

„Ich weiß nicht, was ich hier finden werde“, sagte Aram.
„Vielleicht ein Zuhause. Vielleicht nur Ruhe. Vielleicht gar nichts. Aber... ich weiß, dass ich hier zum ersten Mal seit Monaten wieder atmen kann.“

Jiyan blieb stehen. Aram tat es auch.
„Dersim ist ein guter Ort“, sagte sie. „Aber er ist nicht leicht.“
„Ich bin auch nicht leicht“, antwortete er.
Sie musste lächeln. „Das glaube ich dir.“

Aram sah sie an, und in seinen Augen lag etwas, das sie nicht deuten konnte — etwas zwischen Dankbarkeit und Hoffnung, zwischen Schmerz und Neubeginn.

„Jiyan“, sagte er leise, „ich weiß nicht, wohin mein Weg führt. Aber... ich würde gern ein Stück mit dir gehen. Nicht nur heute Abend.“

36

Jiyan spürte, wie ihr Herz einen Schlag aussetzte.
Sie wusste, dass sie vorsichtig sein musste.
Sie wusste, dass Nähe gefährlich war.
Sie wusste, dass ihr Leben nicht einfach war — und seines noch weniger.

Aber sie wusste auch, dass sie nicht lügen wollte.

„Vielleicht“, sagte sie. „Vielleicht ein Stück.“
Aram lächelte. Ein echtes Lächeln. Warm. Ehrlich.
„Das reicht mir“, sagte er.

Sie gingen weiter, bis der Weg sich teilte. Dort blieb Jiyan stehen.

„Hier trennen sich unsere Wege“, sagte sie.
„Für heute“, antwortete Aram.

Sie nickte. Dann drehte sie sich um und ging den Pfad hinauf, zurück zu ihrem Haus. Aram blieb stehen und sah ihr nach, bis sie im Dunkeln verschwand.

Und in dieser Nacht wusste Jiyan, dass etwas in Bewegung geraten war — etwas, das sie nicht mehr aufhalten konnte.

10 – Zwischen den Bergen

Die Tage wurden länger, und der Frühling legte sich wie ein sanfter Schleier über Dersim. Die Bäume trugen frisches Grün, und die Luft roch nach feuchter Erde und dem Versprechen neuer Wege. Für die Menschen im Dorf war es die Zeit, in der man die Felder vorbereitete, die Tiere auf die Weiden führte und die Häuser ausbesserte, bevor der Sommer kam.

37

Für Jiyan war es eine Zeit des Wandels — leise, aber unaufhaltsam.

Sie merkte es an den kleinen Dingen: an der Art, wie sie morgens aufwachte, mit einem Gefühl, das sie nicht benennen konnte; an der Art, wie sie den Weg ins Dorf ging, als würde sie jemanden erwarten; an der Art, wie sie abends länger am Fenster saß und in die Berge blickte, als suchte sie dort eine Antwort.

Und sie merkte es an Aram.

Aram arbeitete inzwischen jeden Tag im Laden ihres Onkels. Er war fleißig, zuverlässig, und die Dorfbewohner begannen, ihn zu akzeptieren. Manche grüßten ihn inzwischen mit einem Nicken, andere mit einem kurzen Lächeln. Die Kinder mochten ihn besonders — vielleicht, weil er ihnen kleine Geschichten erzählte, wenn sie Süßigkeiten kauften. Geschichten von Bergen, Flüssen und alten Zeiten, die er selbst von seinem Vater gehört hatte.

Jiyan beobachtete das manchmal aus der Ferne. Sie sah, wie Aram sich bemühte, wie er sich anpasste, wie er versuchte, ein neues Leben aufzubauen, obwohl das alte noch wie ein Schatten an ihm hing.

Eines Tages, als sie den Laden betrat, sah sie ihn mit einem kleinen Jungen sprechen, der weinte, weil er seine Münze verloren hatte. Aram kniete sich hin, suchte mit ihm den Boden ab und gab ihm schließlich eine Süßigkeit, ohne etwas dafür zu verlangen.

„Aber ich habe kein Geld“, sagte der Junge.
„Manchmal“, antwortete Aram, „braucht man kein Geld. Manchmal reicht ein Lächeln.“

Der Junge strahlte, und Jiyan spürte, wie sich etwas in ihr erwärmte.

„Du bist gut mit Kindern“, sagte sie, als der Junge gegangen war.

Aram sah sie überrascht an. „Ich? Nein. Ich weiß nur, wie es ist, wenn man etwas verliert.“

„Du gibst ihnen Hoffnung.“

„Vielleicht“, sagte er. „Aber ich gebe ihnen nichts, was ich nicht selbst habe.“

Jiyan sah ihn an. „Und was hast du?“

Aram dachte einen Moment nach. „Nicht viel. Aber... ich habe den Willen, weiterzugehen.“

„Das ist mehr, als viele haben.“

Er lächelte schwach. „Vielleicht.“

Am Nachmittag bat ihr Onkel Jiyan, Aram zum Fluss zu begleiten, um dort Kräuter zu sammeln. Es war eine Aufgabe, die sie oft allein erledigt hatte, aber sie sagte nicht nein. Sie wusste, dass ihr Onkel mehr verstand, als er zeigte.

Der Weg zum Fluss war schmal und von hohen Gräsern gesäumt. Die Sonne stand tief, und ihr Licht fiel golden auf die Hügel. Aram ging neben ihr, ruhig, aufmerksam, als würde er jeden Schritt bewusst setzen. 39

„Es ist schön hier“, sagte er.

„Ja.“

„Ich verstehe, warum die Menschen hier bleiben.“

„Nicht alle bleiben“, sagte Jiyan. „Viele gehen. Manche, weil sie müssen. Manche, weil sie hoffen, anderswo ein leichteres Leben zu finden.“

„Und du?“, fragte Aram. „Würdest du gehen?“

Jiyan blieb stehen. Der Fluss rauschte vor ihnen, klar und kalt, wie ein Spiegel der Berge.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie. „Manchmal denke ich, dass ich bleiben muss. Für meine Mutter. Für meine Familie. Für... alles, was hier ist.“

„Und manchmal?“

„Manchmal denke ich, dass ich gehen muss, um herauszufinden, wer ich bin.“

Aram nickte langsam. „Ich verstehe das.“

„Und du?“, fragte sie. „Würdest du bleiben?“

Er sah sie an. Lange. Ernst.

„Ich würde bleiben“, sagte er. „Wenn ich einen Grund habe.“

Jiyan spürte, wie ihr Atem stockte.

Sie wusste, was er meinte.

Sie wusste, dass sie vorsichtig sein musste.

Aber sie wusste auch, dass sie nicht lügen wollte.

„Vielleicht“, sagte sie leise, „findest du einen.“

Aram lächelte. Ein warmes, stilles Lächeln, das mehr sagte als Worte.

40

Sie sammelten Kräuter am Flussufer, sprachen wenig, aber das Schweigen zwischen ihnen war vertraut geworden. Als die Sonne unterging, färbte sich das Wasser rotgolden, und die Berge warfen lange Schatten über das Tal.

„Es wird spät“, sagte Jiyan.

„Ich bringe dich nach Hause.“

„Das musst du nicht.“

„Ich will.“

Sie gingen nebeneinander her, und der Weg fühlte sich kürzer an als sonst. Als sie das Haus erreichten, blieb Aram stehen.

„Danke“, sagte er.

„Wofür?“

„Für heute. Für... alles.“

Jiyan nickte. „Gute Nacht, Aram.“

„Gute Nacht, Jiyan.“

Sie ging hinein, doch bevor sie die Tür schloss, sah sie noch einmal zurück. Aram stand noch immer dort, den Blick auf die Berge gerichtet, als würde er dort etwas suchen.

Und Jiyan wusste:

Er suchte nicht die Berge.

Er suchte einen Platz in der Welt.

Und vielleicht — nur vielleicht — hatte er ihn gefunden.

11 – Die Stimme im Inneren

Die Tage vergingen, und der Frühling wurde kräftiger. Die Wiesen um Dersim leuchteten in sattem Grün, und die Berge trugen noch die letzten Reste des Schnees wie weiße Narben. Die Luft war klar, und die Nächte mild genug, dass man draußen sitzen konnte, ohne zu frieren.

41

Doch in Jiyan wuchs etwas, das nicht vom Wetter abhing.

Etwas, das sie nicht benennen konnte.

Etwas, das sie gleichzeitig beunruhigte und beflügelte.

Es war, als hätte Arams Ankunft einen Teil von ihr geweckt, den sie lange verborgen hatte — nicht aus Angst, sondern aus Gewohnheit.

Denn eine Kurdin lernte früh, ihre Träume klein zu halten, damit sie nicht zerbrachen.

Eines Abends saß Jiyan mit ihrer Mutter im Hof. Die Sonne war gerade hinter den Bergen verschwunden, und der Himmel glühte in einem tiefen Orange. Die Mutter flickte ein altes Tuch, während Jiyan Kräuter sortierte.

„Du bist in letzter Zeit anders“, sagte die Mutter plötzlich, ohne aufzusehen.

Jiyan erstarrte. „Anders?“

„Ja. Ruhiger. Aber auch... wacher.“

Jiyan wusste nicht, was sie darauf sagen sollte. Ihre Mutter war eine Frau, die wenig sprach, aber viel sah.

„Vielleicht liegt es am Frühling“, sagte Jiyan schließlich.

Die Mutter lächelte schwach. „Vielleicht.“

Doch Jiyan wusste, dass es nicht der Frühling war.

Am nächsten Tag ging sie früh ins Dorf. Der Weg war still, und der Morgendunst hing wie ein Schleier über den Feldern. Als sie den Laden ihres Onkels erreichte, sah sie Aram bereits vor der Tür stehen. Er trug einen Sack Mehl auf der Schulter und sprach mit einem älteren Mann, der ihm offenbar etwas erklärte. 42

Als Aram sie bemerkte, hob er die Hand.

Nicht aufdringlich.

Nicht fordernd.

Nur ein stilles Zeichen, dass er sie sah.

Jiyan spürte, wie ihr Herz einen Moment lang schneller schlug.

„Guten Morgen“, sagte Aram, als sie näher kam.

„Guten Morgen.“

„Du bist früh.“

„Ich wollte Kräuter bringen.“

„Ich helfe dir.“

Er nahm ihr den Korb ab, ohne zu fragen. Es war eine einfache Geste, aber sie traf Jiyan tief. Nicht, weil sie Hilfe brauchte — sondern weil sie es nicht gewohnt war, dass jemand sie entlastete.

Im Laden sortierten sie die Kräuter gemeinsam. Aram arbeitete schweigend, konzentriert, und Jiyan beobachtete ihn aus dem Augenwinkel. Seine Bewegungen waren ruhig, fast vorsichtig, als fürchte er, etwas falsch zu machen. Doch gleichzeitig lag in ihnen eine Kraft, die nicht von Muskeln kam, sondern von einem Willen, der sich nicht brechen ließ.

43

„Du arbeitest viel“, sagte Jiyan.

„Arbeit hält den Kopf ruhig.“

„Und wenn du nicht arbeitest?“

Aram sah sie an. „Dann denke ich zu viel.“

„Woran?“

„An alles, was war. Und an alles, was sein könnte.“

Jiyan nickte. „Ich kenne das.“

„Woran denkst du?“, fragte er.

Sie zögerte. Dann sagte sie: „An meine Zukunft.“

„Und wie sieht sie aus?“

Jiyan sah auf ihre Hände. „Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass sie anders sein muss als die Vergangenheit.“

Aram lächelte. „Das ist ein guter Anfang.“

Später, als sie den Laden verließ, blieb Jiyan einen Moment stehen. Der Wind fuhr durch ihr Haar, und sie spürte das

Amulett ihrer Großmutter unter ihrem Kleid — warm, als hätte es ein eigenes Leben.

Sie dachte an die Worte ihrer Mutter.

An Arams Geschichte.

An die Wiese.

An die Musik.

An die Berge.

Und plötzlich wusste sie, was dieses neue Gefühl war, das in ihr wuchs.

Es war ihre Stimme.

Die Stimme, die sie so lange in sich getragen hatte.

Die Stimme, die sie nie benutzt hatte.

Die Stimme, die sagte:

44

Du bist mehr als deine Lasten.

Du bist mehr als deine Angst.

Du bist eine Kurdin — und du hast das Recht zu träumen.

Am Abend saß sie wieder am Fenster. Der Mond stand hoch, und die Sterne funkelten wie kleine Feuer. Jiyan legte die Hand auf das Amulett und schloss die Augen.

Sie sah die Wiese vor sich.

Die Fackeln.

Die tanzenden Menschen.

Arams Blick.

Die Berge.

Und sie wusste:
Etwas in ihr war erwacht.
Etwas, das nicht mehr schlafen würde.

12 – Die Unruhe im Dorf

Der Morgen begann friedlich, doch Jiyan spürte sofort, dass etwas anders war. Die Luft war schwerer, dichter, als läge ein unsichtbarer Druck über dem Dorf. Die Vögel sangen, aber ihr Gesang klang gedämpft. Selbst der Wind schien vorsichtiger zu wehen.

Als Jiyan die Tür öffnete, sah sie zwei Frauen am Brunnen stehen. Sie flüsterten miteinander, ihre Gesichter angespannt, ihre Bewegungen hektisch. Als sie Jiyan bemerkten, verstummten sie abrupt und sahen weg. 45

Ein schlechtes Zeichen.

Jiyan ging weiter, den Korb in der Hand, den Blick auf den Boden gerichtet. Doch ihre Gedanken rasten. In einem Dorf wie diesem verbreiteten sich Neuigkeiten schneller als der Wind. Und wenn Menschen flüsterten, bedeutete das selten etwas Gutes.

Als sie den Laden ihres Onkels erreichte, sah sie Aram bereits draußen stehen. Er sprach mit ihrem Onkel, doch die Stimmung war anders als sonst. Der Onkel wirkte ernst, Aram angespannt. Als Jiyan näher kam, verstummten beide.

„Was ist passiert?“, fragte sie.

Ihr Onkel sah sie an, lange, prüfend. Dann sagte er: „Es waren Männer im Nachbardorf. Soldaten. Sie haben Fragen gestellt.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz einen Schlag aussetzte. „Welche Fragen?“

„Über Fremde“, sagte der Onkel. „Über junge Männer, die nicht von hier sind.“

Jiyan sah Aram an. Sein Gesicht war ruhig, aber seine Augen verrieten etwas anderes — eine Mischung aus Angst und Entschlossenheit.

„Sie suchen jemanden“, sagte Aram leise.

„Dich?“, fragte Jiyan.

Er antwortete nicht.

Er musste nicht.

46

Der Onkel trat einen Schritt näher. „Aram, du bist ein guter Junge. Du arbeitest hart. Aber du musst vorsichtig sein.

Wenn sie dich suchen...“

„Ich weiß“, sagte Aram.

„Du kannst nicht einfach hier bleiben, als wäre nichts“, sagte der Onkel. „Nicht, wenn Gefahr droht.“

Jiyan spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Der Gedanke, dass Aram gehen musste — dass er verschwinden könnte, so plötzlich wie er gekommen war — traf sie tiefer, als sie erwartet hatte.

„Was willst du tun?“, fragte sie.

Aram sah sie an. Sein Blick war ruhig, aber fest. „Ich weiß es nicht. Aber ich werde nicht weglaufen.“

„Manchmal muss man weglaufen, um zu überleben“, sagte der Onkel.

„Und manchmal muss man bleiben, um nicht wieder alles zu verlieren“, antwortete Aram.

Jiyan spürte, wie sich ihre Kehle zuschnürte. Sie wusste, dass Aram recht hatte. Aber sie wusste auch, dass Mut in ihrer Welt oft teuer war.

Später, als der Laden ruhiger wurde, trat Jiyan zu Aram. Er sortierte gerade Säcke, doch seine Hände zitterten leicht.

„Du hast Angst“, sagte sie.

„Ja“, antwortete er ehrlich. „Aber ich habe auch Hoffnung.“

„Worauf?“

Er sah sie an. „Auf dich.“

Jiyan spürte, wie ihr Atem stockte.

Nicht aus Überraschung — sondern aus der Erkenntnis, dass sie dasselbe fühlte.

„Aram...“, begann sie, doch er hob die Hand.

„Ich weiß, dass ich dir nichts versprechen kann. Ich weiß, dass ich dir nichts geben kann. Aber ich weiß, dass ich hier sein will. Bei dir. Bei diesem Dorf. Bei diesen Menschen.“

„Und wenn sie dich finden?“, fragte Jiyan.

„Dann werde ich nicht allein sein“, sagte er. „Und das ist mehr, als ich seit Monaten hatte.“

Am Abend saß Jiyan mit ihrer Mutter im Hof. Die Mutter flickte wieder ein Tuch, doch ihre Hände zitterten leicht.

„Ich habe gehört, was im Nachbardorf passiert ist“, sagte sie.

Jiyan schwieg.

„Dieser Junge... Aram... er bringt Unruhe.“

„Er bringt auch Hoffnung“, sagte Jiyan.

Die Mutter sah sie lange an. „Hoffnung ist schön. Aber Hoffnung ist gefährlich.“

„Ich weiß.“

„Und du?“, fragte die Mutter. „Was fühlst du?“

Jiyan legte die Hand auf ihr Amulett.

Sie dachte an Arams Blick.

An seine Worte.

An die Wiese.

An die Berge.

„Ich fühle“, sagte sie leise, „dass ich nicht mehr dieselbe bin.“

48

Die Mutter nickte langsam. „Dann sei vorsichtig, mein Kind. Denn wer sich verändert, zieht die Welt mit sich.“

Später, als die Nacht über Dersim fiel, stand Jiyan am Fenster. Der Mond war hell, und die Berge lagen wie dunkle Schatten im Hintergrund. Sie dachte an Aram. An die Gefahr. An die Zukunft.

Und sie wusste:

Dies war der Anfang eines Sturms.

Und sie würde mitten darin stehen.

13 – Wenn der Wind sich dreht

Der Wind hatte sich verändert. Er wehte nicht mehr sanft durch die Täler von Dersim, sondern trug eine Schwere mit sich, die man nicht sehen, aber fühlen konnte. Die Menschen im Dorf spürten es. Sie sprachen leiser, bewegten sich schneller, warfen einander Blicke zu, die mehr sagten als Worte.

Jiyan bemerkte es sofort, als sie am Morgen den Brunnen erreichte. Zwei Männer standen dort, die Arme verschränkt, die Stirn in Falten gelegt. Sie sprachen nicht miteinander, sondern starrten in die Ferne, als erwarteten sie etwas — oder jemanden.

49

„Was ist los?“, fragte Jiyan vorsichtig.

Die Männer sahen sie an, doch keiner antwortete. Einer nickte nur knapp, der andere wandte sich ab. Ein schlechtes Zeichen.

Jiyan füllte ihre Wasserkrüge und machte sich auf den Weg zurück. Doch ihre Schritte waren schwerer als sonst. Sie wusste, dass etwas im Dorf vorging — etwas, das mit Aram zu tun hatte.

Als sie den Laden ihres Onkels erreichte, fand sie ihn mit Aram im Hinterraum. Die Tür stand einen Spalt offen, und Jiyan hörte die gedämpften Stimmen der beiden Männer.

„Du musst vorsichtig sein“, sagte der Onkel. „Sie fragen nach Fremden. Nach jungen Männern. Nach Leuten, die nicht hierher gehören.“

„Ich gehöre hierher“, sagte Aram ruhig.
„Das weiß ich“, antwortete der Onkel. „Aber sie wissen es nicht.“

Jiyan klopfte an die Tür, und beide Männer sahen auf. Der Onkel wirkte angespannt, Aram erschöpft.

„Was ist passiert?“, fragte Jiyan.
Der Onkel seufzte. „Es waren Soldaten im Nachbardorf. Sie haben Listen. Namen. Sie suchen jemanden, der Aram ähnlich sieht.“
Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. „Und sie kommen hierher?“

50

„Vielleicht“, sagte der Onkel. „Vielleicht auch nicht. Aber wir müssen vorbereitet sein.“
Aram stand auf. „Ich werde nicht weglaufen.“
„Das sagt jeder“, antwortete der Onkel. „Bis sie vor der Tür stehen.“

Später, als der Laden geschlossen war, gingen Jiyan und Aram ein Stück den Weg hinunter. Die Sonne stand tief, und die Berge warfen lange Schatten über das Tal. Es war ein schöner Abend — zu schön für die Unruhe, die in der Luft lag.

„Du musst vorsichtig sein“, sagte Jiyan.
„Ich bin vorsichtig.“
„Nicht genug.“

Aram blieb stehen. „Was soll ich tun? Weglaufen? Mich verstecken? Wieder ein Leben im Schatten führen? Ich habe das satt.“

„Ich weiß“, sagte Jiyan leise. „Aber ich will nicht, dass dir etwas passiert.“

Aram sah sie an. Lange. Ernst.

„Warum?“

Jiyan spürte, wie ihr Atem stockte. Sie wusste, dass er die Wahrheit wollte. Und sie wusste, dass sie sie ihm nicht länger vorenthalten konnte.

„Weil du mir wichtig bist“, sagte sie.

Aram schloss die Augen, als müsste er die Worte erst begreifen. Als er sie wieder öffnete, lag darin etwas Neues — etwas Warmes, etwas Verletzliches.

„Du bist mir auch wichtig“, sagte er. „Mehr, als ich sagen kann.“

51

Jiyan sah weg. Nicht aus Scham — sondern weil die Wahrheit schwer war. Schwerer als jede Last, die sie bisher getragen hatte.

Sie gingen weiter, schweigend, bis sie den kleinen Hügel erreichten, von dem aus man das ganze Dorf sehen konnte. Die Häuser lagen ruhig da, die Dächer glühten im Abendlicht, und der Fluss schlängelte sich wie ein silbernes Band durch das Tal.

„Dersim ist schön“, sagte Aram.

„Ja.“

„Ich möchte bleiben.“

„Ich weiß.“

„Aber ich möchte nicht, dass du wegen mir in Gefahr gerätst.“

Jiyan drehte sich zu ihm. „Ich bin eine Kurdin. Ich bin mein ganzes Leben in Gefahr.“

Aram lächelte traurig. „Das ist nicht fair.“

„Das Leben ist nicht fair“, sagte Jiyan. „Aber wir sind stark.“

„Du bist stark“, sagte Aram.

„Wir“, korrigierte sie. „Nicht ich. Wir.“

Aram sah sie an, und in diesem Blick lag ein Versprechen — kein romantisches, kein leichtfertiges, sondern eines, das aus Schmerz und Hoffnung geboren wurde.

Als sie sich trennten, blieb Aram noch lange auf dem Hügel stehen. Jiyan sah ihn aus der Ferne, eine dunkle Silhouette vor den Bergen. Er wirkte klein — aber nicht schwach. Eher wie jemand, der sich zum ersten Mal seit langer Zeit entschlossen hatte, nicht mehr zu fliehen.

52

Und Jiyan wusste:

Der Wind hatte sich gedreht.

Und mit ihm würde sich alles verändern.

14 – Wenn die Berge schweigen

Die Nacht war ungewöhnlich klar. Der Himmel spannte sich wie ein dunkles Tuch über Dersim, und die Sterne funkelten so hell, als wollten sie die Menschen warnen. Jiyan konnte nicht schlafen. Sie lag wach, hörte das Knacken des Holzes,

das Atmen ihrer Mutter, das ferne Rauschen des Flusses.
Doch in ihrem Inneren herrschte ein Sturm.

Aram.
Die Soldaten.
Die Gerüchte.
Die Angst.
Die Hoffnung.

Alles vermischte sich zu einem Knoten, der sich nicht lösen ließ.

Schließlich stand sie auf, zog ihren Schal über die Schultern und trat hinaus in die Nacht. Der Hof lag still, nur der Mond warf blasse Schatten auf den Boden. Jiyan ging zum Brunnen, setzte sich auf den Rand und schloss die Augen.

53

Sie dachte an die Worte ihrer Mutter:
Wer sich verändert, zieht die Welt mit sich.

Vielleicht war es das, was sie fürchtete.
Nicht die Soldaten.
Nicht die Gefahr.
Sondern die Veränderung.

Am nächsten Morgen war das Dorf in Bewegung. Männer standen in Gruppen zusammen, Frauen flüsterten, Kinder wurden ins Haus geschickt. Die Unruhe war greifbar, wie ein unsichtbarer Nebel, der sich über alles legte.

Jiyan ging schnellen Schrittes zum Laden ihres Onkels. Als sie eintrat, sah sie Aram sofort. Er stand hinter dem Tresen, doch seine Haltung war angespannt, seine Augen wachsam.

„Sie sind im Tal“, sagte er, bevor sie etwas sagen konnte.

„Die Soldaten?“

Er nickte. „Noch nicht hier. Aber sie kommen näher.“

Der Onkel trat aus dem Hinterraum. „Wir müssen vorsichtig sein. Aram, du bleibst heute im Laden. Du gehst nicht raus.“

„Ich kann mich nicht verstecken“, sagte Aram.

„Doch“, antwortete der Onkel. „Heute schon.“

Jiyan spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Sie sah Aram an, und in seinem Blick lag etwas, das sie erschreckte — nicht Angst, sondern Entschlossenheit. Eine gefährliche Entschlossenheit.

54

„Was hast du vor?“, fragte sie.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. „Aber ich werde nicht zulassen, dass jemand wegen mir leidet.“

„Du leidest doch selbst“, sagte Jiyan.

„Das ist etwas anderes.“

„Nein“, sagte sie. „Ist es nicht.“

Aram sah sie an, und für einen Moment war alles still.

Die Welt.

Das Dorf.

Die Berge.

Nur ihre Blicke sprachen.

Am Nachmittag erreichte die Nachricht das Dorf:
Die Soldaten hatten das Nachbardorf verlassen.
Sie waren weitergezogen.
Niemand wusste wohin.

Die Menschen atmeten auf — aber nur halb.
Denn in ihrer Welt war Ruhe nie endgültig.

Aram trat aus dem Laden, als die Sonne unterging. Jiyan wartete bereits draußen. Sie gingen ein Stück den Weg hinunter, schweigend, wie so oft.

„Ich dachte, sie kommen“, sagte Aram.

„Ich auch.“

„Vielleicht habe ich Glück.“

„Vielleicht“, sagte Jiyan. „Oder vielleicht war es eine
Warnung.“

Aram blieb stehen. „Ich will nicht, dass du Angst hast.“

„Ich habe keine Angst“, sagte Jiyan. „Ich habe nur... etwas zu verlieren.“

Aram sah sie an, und in seinen Augen lag ein Schmerz, der tiefer ging als Worte.

„Ich auch“, sagte er.

55

Sie setzten sich auf den Hügel, von dem aus man das Dorf sehen konnte. Die Lichter flackerten, und der Wind trug den Duft von Holzfeuer herüber.

„Weißt du“, sagte Aram leise, „ich habe lange gedacht, dass mein Leben vorbei ist. Dass ich nur noch überlebe.“

„Und jetzt?“

„Jetzt denke ich, dass ich wieder leben kann.“

Jiyan sah ihn an. „Wegen mir?“

„Wegen dir“, sagte er. „Und wegen diesem Ort.“

Sie schwieg.

Nicht, weil sie nichts fühlte — sondern weil sie zu viel fühlte.

„Aram“, sagte sie schließlich, „ich weiß nicht, was die Zukunft bringt. Aber ich weiß, dass du nicht allein bist.“

Er legte seine Hand auf ihre.

Nicht fest.

Nicht fordernd.

Nur da.

Und Jiyan ließ es zu.

Als sie sich trennten, wusste Jiyan, dass das Ende nahte — nicht im Sinne von Verlust, sondern im Sinne von Entscheidung.

Die Geschichte bewegte sich auf etwas zu.

Etwas, das größer war als sie beide.

Und die Berge schwiegen.

Wie immer, wenn etwas Wichtiges bevorstand.

56

15 – Die Städte unter der Haut

Der Abend senkte sich über das Dorf wie ein weiches Tuch, das die Geräusche dämpfte und die Schatten verlängerte.

Jiyan saß mit Aram auf der niedrigen Steinmauer vor dem Haus ihrer Großmutter. Der Wind roch nach Erde, nach Feuerstellen, nach dem nahen Wasser des Munzur. Über

ihnen funkelten die ersten Sterne, und irgendwo bellte ein Hund, als wolle er die Nacht begrüßen.

„Weißt du“, sagte Aram leise, „manchmal habe ich das Gefühl, die Welt sieht uns nur als Menschen aus den Bergen. Als wären wir irgendwo zwischen Felsen geboren und nie weitergekommen.“

Jiyan lächelte, aber in ihrem Blick lag ein Funken Trotz. „Dabei ist die erste Stadt der Welt hier. Ergani. Neuntausend Jahre alt. Und Amed... eine Millionenstadt. Hewlêr auch. Über 70 kurdische Städte, und trotzdem glauben sie, wir seien nur ein Bergvolk.“

„Vielleicht, weil sie uns nie wirklich sehen wollten“, antwortete Aram.

57

Jiyan strich mit den Fingern über die raue Oberfläche der Mauer. „Unsere Städte sind unter unserer Haut. Selbst wenn wir in einem Dorf leben, tragen wir die Geschichte der Städte in uns. Die Plätze, die Mauern, die Stimmen, die Jahrtausende alt sind.“

Aram sah sie an, als würde er sie neu entdecken. „Du bist selbst wie eine Stadt“, sagte er. „Alt, voller Schichten, voller Musik.“

Sie lachte leise. „Und du bist der, der immer wieder die richtigen Türen findet.“

Der Wind wurde stärker, brachte den Duft von wildem Thymian mit sich. In der Ferne glimmten die Lichter von Dersim. Jiyan folgte ihnen mit den Augen, als wären es Erinnerungen an eine Zukunft, die schon auf sie wartete.

„Bald bin ich dort“, sagte sie. „An der Universität. Musik. Ein neues Leben.“

Aram nickte. „Und ich werde dich begleiten. Soweit ich kann.“

Jiyan sah ihn an. „Und du? Was willst du machen?“

Aram zuckte mit den Schultern, fast schüchtern. „Ich habe mein Abitur. Zweiundzwanzig bin ich jetzt. Eigentlich könnte ich studieren... Maschinenbau vielleicht. Oder etwas Technisches. Aber ich weiß es nicht.“

„Warum nicht?“, fragte sie leise.

Er blickte in die Ferne, als würde dort eine Antwort stehen.

„Weil ich mir noch nicht sicher bin, wer ich sein will. Ich kann mir vieles vorstellen, aber nichts fühlt sich schon richtig an. Manchmal denke ich, ich sollte einfach arbeiten, Geld verdienen. Manchmal denke ich, ich sollte weggehen. Und manchmal...“ Er hielt inne.

„Manchmal was?“

„Manchmal denke ich, ich sollte einfach in deiner Nähe bleiben, bis ich herausgefunden habe, wohin mein Weg führt.“

Jiyan lächelte, ein warmes, kleines Lächeln, das nur für ihn bestimmt war. „Vielleicht findet der Weg dich, wenn du ihn nicht erzwingst.“

Aram nickte langsam. „Vielleicht. Und bis dahin gehe ich ein Stück mit dir.“

Zwischen ihnen entstand eine Stille, die nicht leer war, sondern voll von allem, was sie noch nicht auszusprechen wagten. Die Berge standen dunkel am Horizont, aber in Jiyans Brust leuchteten die Städte, die ihr Volk seit

Jahrtausenden gebaut hatte. Und sie wusste: Ihre Geschichte würde nicht in einem Dorf enden.

16 – Die Stadt, die singt

Dersim empfing sie mit einem warmen, vibrierenden Puls. Die Straßen waren voller Menschen, voller Stimmen, voller Farben. Überall hingen Plakate des Kulturfestivals, Laternen warfen weiches Licht auf die Fassaden, und aus offenen Fenstern drang Musik – Saz, Klavier, Gitarre, Geige Stimmen, die sich mischten wie Wasserströme.

Jiyan trug ein Kleid, das sie selbst genäht hatte – ein fließendes Bühnenkleid aus den Farben Kurdistans. Das Rot, Weiß und Grün legten sich wie lebendige Ströme um ihren Körper, und in der Mitte leuchtete die goldene Sonne, als würde sie aus ihrem Inneren herausstrahlen. Das Licht der Bühne fing sich in den feinen Nähten, die sie mit geduldigen Händen gezogen hatte, und ließ das Kleid wirken, als bewege es sich im eigenen Rhythmus. In diesem Moment war sie nicht nur eine Sängerin, sondern ein wandelndes Symbol ihres Volkes. Aram ging neben ihr, und er konnte nicht verhindern, dass sein Blick immer wieder zu ihr glitt. Die Stadt schien sie zu verwandeln: Sie ging aufrechter, ihre Augen leuchteten, als würde sie endlich an dem Ort stehen, der sie schon lange gerufen hatte.

„Bist du nervös?“, fragte Aram.

„Ein bisschen“, gab sie zu. „Aber es fühlt sich richtig an.“

Sie betraten den Saal der Kulturakademie. Der Raum war voll, die Luft warm, die Bühne in sanftes Licht getaucht. Als

Jiyans Name aufgerufen wurde, legte Aram kurz seine Hand auf ihren Rücken. „Geh“, sagte er. „Das ist dein Moment.“

Jiyan trat auf die Bühne. Für einen Augenblick war alles still. Dann begann sie zu singen.

Ihre Stimme war klar, warm, getragen von einer Ruhe, die sie selbst überraschte. Sie sang ein altes Lied aus Dersim, aber sie sang es mit der Technik, die sie an der Munzur-Universität gelernt hatte – westliche klassische Musik, verbunden mit der Seele ihrer Heimat. Die Menschen im Saal hörten nicht nur eine Stimme; sie hörten eine Geschichte, die durch sie sprach.

Als sie fertig war, brach Applaus aus, der wie ein warmer Strom über sie hinwegrollte. Jiyan verbeugte sich, und als sie von der Bühne ging, wartete Aram bereits auf sie.

60

„Du warst... unglaublich“, sagte er, und seine Stimme war rau vor Emotion.

Sie sah ihn an, noch immer atemlos vom Singen. „Ich habe dich die ganze Zeit gespürt“, flüsterte sie.

Er trat einen Schritt näher. „Jiyan...“

Sie legte ihre Hand an seine Wange, und in diesem Moment verschwanden die Geräusche der Stadt, die Menschen, die Lichter. Es gab nur sie beide. Aram beugte sich vor, und ihre Lippen trafen sich – vorsichtig zuerst, dann sicherer, wärmer. Ein Kuss, der nicht laut war, aber tief. Ein Kuss, der sagte: Wir gehören in diese Geschichte.

Als sie sich lösten, lächelte Jiyan. „Bald schließe ich mein Studium ab“, sagte sie. „Und dann beginnt alles erst richtig.“

Aram nahm ihre Hand. „Dann gehen wir gemeinsam weiter.“

Draußen rauschte die Stadt, lebendig, wach, voller Stimmen. Und Jiyan wusste: Sie war nicht nur Teil dieser Stadt – sie war eine ihrer Stimmen geworden.

Epilog – Die Stimme, die bleibt

Der Sommer legte sich wie ein goldener Schleier über Dersim, als Jiyan ihr Studium an der Munzur-Universität abschloss. Die Stadt war ihr vertraut geworden: die Straßen, die Cafés, die Stimmen, die Abende voller Musik. Sie hatte gelernt, zwischen zwei Welten zu stehen – der westlichen klassischen Musik und den alten Melodien ihres Volkes, die wie Wurzeln in ihr lebten.

61

Am Tag der Abschlussfeier stand sie mit Aram am Ufer des Munzurflusses. Der Fluss trug das Licht des Nachmittags davon, als wolle er es für später aufbewahren. Neben ihr wirkte Aram stiller als sonst, als lausche er nicht dem Wasser, sondern etwas in sich selbst, das erst jetzt zu sprechen begann. Das Wasser rauschte, als würde es Geschichten erzählen, die älter waren als jedes Wort. Jiyan hielt ihr Diplom in der Hand, doch ihr Blick war auf die Berge gerichtet, die das Tal umarmten.

„Und jetzt?“, fragte Aram.

Sie lächelte. „Jetzt beginnt die eigentliche Arbeit.“

„Die Musik?“

„Die Geschichte“, sagte sie. „Unsere Geschichte. Die Städte, die sie vergessen haben. Die Stimmen, die sie nie hören wollten.“

Aram nahm ihre Hand. „Du wirst sie erinnern.“

„Wir“, korrigierte sie leise.

Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, und für einen Moment schien es, als würde die ganze Landschaft atmen. Jiyan wusste, dass sie nicht mehr das Mädchen aus dem Dorf war. Sie war eine Frau geworden, die ihre Stimme gefunden hatte – eine Stimme, die nicht nur sang, sondern erzählte, heilte, erinnerte.

Als sie und Aram sich auf den Weg zurück in die Stadt machten, lag ein Gefühl von Aufbruch in der Luft. Nicht laut, nicht triumphal – sondern still, klar, unerschütterlich.

Die Zukunft war kein Versprechen.

Sie war ein Lied, das erst begann.

62

Nachwort

Über Städte, Stimmen und die Wahrheit eines Volkes

Diese Geschichte beginnt in einem Dorf, aber sie gehört nicht nur den Dörfern. Sie gehört auch den Städten, die seit Jahrtausenden im Herzen Mesopotamiens stehen: Ergani, Amed, Hewlêr, Mêrdîn, Wan, Silemanî und viele andere. Orte, die älter sind als die meisten Zivilisationen, die wir heute kennen.

Oft wird behauptet, die Kurden seien ein Bergvolk – als wären sie nur zwischen Felsen geboren und nie weitergegangen. Doch die Wahrheit ist eine andere: Die Kurden sind

ebenso ein urbanes Volk, ein Volk der Plätze, der Mauern, der Märkte, der Bibliotheken, der Musikschulen und Universitäten. Ein Volk, das Städte gebaut hat, lange bevor viele andere Völker überhaupt Namen hatten.

Jiyans Weg spiegelt diese Wahrheit wider. Sie kommt aus einem Dorf, aber sie trägt die Geschichte der Städte in sich. Sie studiert Musik, weil sie weiß, dass Kultur nicht nur überlebt, sondern wächst. Sie singt, weil ihre Stimme ein Erbe ist. Und sie liebt, weil Liebe die einzige Kraft ist, die selbst die tiefsten Wunden verwandeln kann.

Diese Novelle ist ein Versuch, ein Bild zu korrigieren, das zu lange falsch gezeichnet wurde. Sie ist ein leiser Protest gegen das Vergessen und eine Hommage an jene, die ihre Identität nicht aufgeben – weder in den Bergen noch in den Städten.

63

Widmung

Für die Frauen meines Volkes,
die Städte in sich tragen,
selbst wenn die Welt nur Berge sieht.

Für jene, die singen,
auch wenn niemand zuhört.

Und für die Liebe,
die uns lehrt, dass Freiheit
immer zuerst im Herzen beginnt.

Möge Jiyans Stimme eine Erinnerung sein:
dass ein Volk nicht durch Klischees definiert wird,
sondern durch die Geschichten, die es selbst erzählt.

Historische Notiz: Die in Dersim verbotenen Feste

Ein ausdrückliches Verbot von Festen und religiösen Zeremonien in Dersim wurde im Zuge des Tunceli-Gesetzes (Nr. 2884) von 1935 und der darauffolgenden Militäroperationen 1937–38 durchgesetzt. In dieser Phase wurden traditionelle Praktiken der Raa Heq-Gemeinschaft massiv eingeschränkt oder vollständig untersagt. Wikipedia

64

Historischer Kontext der Verbote

1. Das Tunceli-Gesetz (1935)

- Das Gesetz Nr. 2884 stellte Dersim unter militärische Sonderverwaltung.
- Es erlaubte dem Staat, Versammlungen, religiöse Rituale, Feste und Wanderbewegungen zu kontrollieren oder zu verbieten.
- Ziel war die „Befriedung“ und „Zivilisierung“ der Region, was in der Praxis eine Zerschlagung der sozialen und spirituellen Strukturen der Raa Heq-Gemeinschaft bedeutete.
- Damit begann die Phase, in der Feste, Cem-Zeremonien und saisonale Rituale nicht mehr frei ausgeübt werden konnten.

2. Militäroperationen 1937–38

- Während der militärischen Kampagne wurden alle kollektiven religiösen und kulturellen Aktivitäten faktisch verboten.
- Die Bevölkerung wurde vertrieben, interniert oder deportiert; spirituelle Führer (pir, raywer) wurden verfolgt oder getötet.
- In dieser Zeit war jede Form von Fest, Ritual oder religiöser Zusammenkunft der Raa Heq-Gemeinschaft untersagt oder unmöglich.

Wikipedia

Welche Feste waren betroffen?

65

Die Verbote betrafen insbesondere:

- Hızır-Feste
- Newroz-Feiern
- Cem-Zeremonien
- Saisonale Natur- und Erntefeste
- Pilgerfahrten zu heiligen Stätten (ziyaret)

Diese Feste waren zentrale Bestandteile der Raa Heq-Tradition und wurden als Ausdruck „separatistischer“ Identität betrachtet.

Wann genau wurden Feste verboten?

1935-Tunceli - Gesetz (Beginn der staatlichen Kontrolle und Einschränkung religiöser/kultureller Feste)

1937/38 – Militäroperationen (Faktisches Totalverbot aller Feste, Rituale und Versammlungen)

Nach 1938 - Deportationen & Zwangsassimilation
(Langfristige Unterdrückung, viele Feste nur heimlich)

Das Foto des Buchcovers stammt aus einem Video in den sozialen Medien; obwohl mir die Urheberin oder der Urheber unbekannt ist, habe ich es dort verewigt – als Ausdruck meiner Wertschätzung.
